

HEYNE <

Das Buch:

Für die als Waise aufgewachsene Dunai bricht eine Welt zusammen: Ihre mütterliche Freundin wurde ermordet. Siobhan hatte mächtige Feinde. Feinde, die ihre dunklen Machenschaften weiter verfolgen wollen, ohne dass irgendwer sie daran hindert. Um die Wahrheit ans Licht zu zerren, geht niemand so weit wie die eigenwillige und smarte alleinstehende Mutter. Sie stellt Fragen, die aus gutem Grund keiner zu fragen wagt: War Siobhan wirklich die friedvolle Menschenfreundin, die sie vorgab zu sein, oder war sie unvorstellbar tief in den Strudel der Gewalt am Kap verstrickt?

Spannung pur aus Kapstadt: Für alle Fans von Margie Orford und Deon Meyer.

Die Autorin:

Tracy Gilpin, geboren 1970 in Kapstadt, absolvierte eine Journalistenausbildung und arbeitete für Magazine und Tageszeitungen. Sie war zudem als Projekt- und Kommunikationsmanagerin tätig, unter anderem für Museen in Kapstadt und Johannesburg, wie dem international bekannten Apartheid Museum. Seit ihrer Jugend engagiert sich die Apartheidgegnerin aktiv für die Menschenrechte. *Stunde der Buße* ist ihr erster Roman, ihr zweiter ist in Vorbereitung. Tracy Gilpin lebt in Kapstadt.

TRACY GILPIN

STUNDE
DER BUßE

Aus dem Englischen
von Jens Plassmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe DOUBLE CROSS



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2009

Copyright © 2008 by Tracy Gilpin

Copyright © 2008 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2008

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43349-6

www.heyne.de

1

Wer in der Welthauptstadt des Verbrechens lebt, der kennt das Gespür für potentielle Bedrohungen nicht nur, dem geht es in Fleisch und Blut über. Das ist besonders an dunklen Wintermorgen so, wenn dichter Nebel und die typische trügerische Stille vor der Rushhour herrschen. Dennoch bemerkte sie die Beine nicht, die aus dem Restauranteingang ragten. Sie stolperte und musterte das eingewickelte Bündel zu ihren Füßen. Es hatte die Größe eines erwachsenen Menschen und einen Moment lang fühlte sie sich elend vor Angst. Dann zuckte und krümmte sich das Bündel, und ein Kopf tauchte auf.

»Herrgott, Mr. Bojangles! Sie sollten wirklich mit Warnblinkleuchte und Plastikkegeln ausgestattet sein.«

Er hatte sich in eine Plastikplane gewickelt, diese mit einer Schnur festgezogen und war dann unter eine Decke gekrochen, die völlig durchnässt aussah und nach altem Schweiß, Angst und Verstörung roch.

»Ay, Dunai«, sagte er und formte seinen zahnlosen Mund zu etwas, das alles andere als ein Lächeln war.

Sie nannte ihn Mr. Bojangles, da er nie jemandem seinen Namen verriet. Sie hielt ihn für schizophoren, für einen der

vielen psychisch Gestörten, die durch das Netz gerutscht und auf der Straße gelandet waren, dort, wo nichts verlässlich schien und niemandem getraut werden konnte.

Sie öffnete ihre Dose, nahm eine Handvoll Kekse heraus und führte sie kurz zur Nase, um den Geruch von Obdachlosigkeit mit Ingwerduft zu vertreiben. Als er seine Hand nach ihnen ausstreckte, achtete sie darauf, dass sich ihre Finger nicht berührten. Die Kekse verschwanden unter der Plane, und er schniefte laut.

»War ne schlimme Nacht«, sagte er, stützte sich auf einen Ellbogen und schüttelte den Kopf.

»Ja, bei dieser Kälte friert selbst den Eichhörnchen der Hintern ab.«

Unvermittelt richtete er sich auf und fixierte sie mit seinen schwarzen Augen. »Kalt schon, aber da war noch was anderes.« Er zögerte. »Sachen sind da passiert.«

»Sie hätten in eine Notunterkunft gehen sollen.«

Das Plastik raschelte, als der Mann sich nach vorn beugte, und sein Atem vermischte sich mit dem Nebel, der um sie herumwaberte. »Der Teufel is da rausgekommen.« Er deutete auf das Haus, in dem Dunai arbeitete. »Ich gesehn ihn. Riesiger schwarzer Teufel Rotaugen.«

»Sie haben wieder vergessen, Ihre Medizin zu nehmen.«

»Ich gesehn ihn«, sagte er, nun deutlich lauter. »Ich gesehn den Teufel. Prediger am Square sagt, der Teufel überall.«

»Der hat auch vergessen, seine Medizin zu nehmen.«

»Sie glauben mir nicht«, erwiderte er schreiend. »Ich ihn gesehn.«

»Okay«, meinte Dunai, die schnell aus der eisigen Kälte

rauswollte. »Ich glaube Ihnen ja. Wichtig ist bloß, solange er *Sie* nicht gesehen hat, kann Ihnen nichts passieren.«

Mr. Bojangles schielte zu ihr herauf. Seine Zungenspitze fuhr zwischen den Lippen hervor, um einen Rotzstreifen abzulecken, der auf seinen Mund zuwanderte. Dunais Magen rebellierte. »Haben Sie Geld für Kaffee?«, fragte sie. Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Lassen Sie ihn bei Food on the Square auf meine Rechnung schreiben, und dann suchen Sie sich ein Plätzchen in der Sonne, sobald sich der Nebel verzieht.«

Sie schob die Riemen ihrer schweren Umhängetasche höher auf die Schulter und überquerte das Kopfsteinpflaster des Greenmarket Square, um zu dem alten gelb-weißen Gebäude zu kommen, in dem sie arbeitete. Vor dem Eingang blieb sie stehen und starrte zu der Laterne hinauf, die eigentlich da oben hätte leuchten sollen. Auch das Foyer mit den großen Fenstern lag im Dunkeln, und sie fragte sich, ob es einen Stromausfall gegeben hatte. Sie warf einen Blick über den Platz auf die Barockfassade des Old Town House, das jedoch erleuchtet war. Nein, kein Stromausfall.

Sie schob ihren Schlüssel in das Schloss des Eingangstores, aber er ließ sich nicht drehen. »Ach, Mist«, sagte sie und versetzte der Gittertür einen Stoß. Sie flog auf und schlug gegen die Seitenwand. Irgendein Idiot hatte vergessen abzuschließen. Noch schlimmer war allerdings, dass derselbe Idiot auch vergessen hatte, die Türen ins Foyer abzuschließen. Da durfte man sich natürlich nicht wundern, wenn's Ärger gab. Dunai schloss alles sorgfältig hinter sich ab.

Ohne das Licht des Messingleuchters an der Decke sah das Foyer ganz anders aus. Lange Schatten fielen über den Marmorboden, und die Umrisse einer weißen Treppe verloren sich in einer dunklen Schlucht. Ihr Herz vollführte einen Salto in dem kurzen Moment, bevor sie erkannte, dass die Silhouette im Spiegel ihre eigene war. Sie schüttelte den Kopf und nahm den Fahrstuhl in den dritten Stock, da sie fand, für heute Morgen schon genügend Sport betrieben zu haben.

Als die Türen sich öffneten, bemerkte sie, dass auch die Lichter im Flur ausgeschaltet waren. Aber dann sah sie den Lichtschein, der durch den Spalt unter Siobhans Tür drang. Sie spürte, wie eine eisige Kälte ihren Nacken entlangfuhr. Hau ab. Verlass sofort das Haus, sagte sie sich selbst.

Aber was, wenn Siobhan einfach nur früh angefangen hatte? Es gab sicherlich eine logische Erklärung für das alles. Sie verstand zwar nicht viel von Elektrizität, aber vielleicht waren ja nur bestimmte Stromkreise im Gebäude ausgefallen. Bevor sie ihre Meinung ändern konnte, schritt sie den Flur hinunter, blieb vor der Tür stehen und lauschte. Nichts zu hören. »Siobhan? Bist du da drin?« Nichts. Zögernd drückte sie gegen die Tür. Ein Klicken ertönte, und sie sprang auf. Allein ihre Sorge um Siobhan hielt sie davon ab, sofort wieder umzukehren, und das in Rekordgeschwindigkeit.

Als sie ins Büro trat, schlug ihr ein strenger Uringeruch entgegen. Auf den ersten Blick wirkte der Raum leer. Die Tür zur Toilette stand weit offen. Dann erfassten ihre Augen den orangefarbenen Fransenrock und die braunen

Slipper, die unter dem Schreibtisch hervorlugten. Sie stürzte nach vorn, erstarrte aber sofort wieder: Siobhan lag auf dem Rücken und starrte an die Decke, mit Augen, die blutrot und glasig wie Spielzeugmurmeln waren. Dunais Herz pumpte Blut und Panik in jeden Winkel ihres Körpers. Tief in ihrer Kehle schmeckte sie Erbrochenes.

Langsam sank Dunai neben der Leiche auf die Knie. Ihre Umhängetasche glitt zu Boden. Sie zuckte zusammen, als scheppernd die Blechdose aufschlug. Ihr Blick schnellte zur Eingangstür. Dann aber richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf Siobhan. Die wilde dunkle Haar-mähne lag ausgebreitet auf dem Teppichboden, und die beiden silbergrauen Strähnenbündel liefen an ihrem Kopf entlang wie zwei gebrochene Flügel. Dunai streckte die Hand aus, um Siobhan das Haar aus dem Gesicht zu streifen, schreckte jedoch zurück, als sie die kalte Stirn berührte. Sie betrachtete die Flecken der zerplatzten Blutgefäße, die sich neben der Nasenwurzel, an den Augenbrauen und am Haaransatz gebildet hatten. Siobhans Lippen waren blaugrau, verschrumpelt und gegen ihre Zähne hochgezogen. Dunai fiel die Steifheit des Körpers auf. Die Arme lagen starr angepresst an den Seiten, die Fingernägel voller Blut, der Nagel des rechten Mittelfingers fast komplett abgerissen. Der Hals schien nur noch aus Blutergüssen und aufgerissener, blutverkrusteter Haut zu bestehen.

Eine Welle des Ekels schwappte über Dunai hinweg, und panisches Entsetzen ritt als Schaumkrone auf dieser Welle mit. Sie sprang auf, taumelte von der Leiche fort, stolperte über ihre Tasche und landete hart auf dem Hintern. Noch

einmal rappelte sie sich auf, lief um den Schreibtisch und griff nach dem Telefon, doch der Hörer fiel ihr aus der Hand. Sie fing ihn trotz des Zitterns mit zwei Händen wieder ein und nahm dann vorsichtig eine Hand fort, um zu wählen.

»Hallo?«

»Bryan, hier ist Dunai.« Ihre Stimme klang, als würde sie vor Kälte schnattern.

»Hi'ya, Süße.«

»Bryan, was Schreckliches ist passiert.« Sie presste ihre Kiefer zusammen, damit die Zähne nicht mehr klapperten.

»Dunai? Was ist los?«

»Siobhan. Sie ist tot, Bryan. Sie ist tot ...«

»Dunai! Was ist ... Wo bist du?«

»Büro. Im Büro. Sie ist tot. Sie ist ... Jemand hat sie umgebracht.«

»Nein ... Mein Gott.« Am anderen Ende trat Stille ein. Dunais Stimme wurde lauter. »Bryan?«

»Bleib da. Warte auf mich. Fass nichts an. Die Polizei. Hast du die Polizei gerufen?« Sie schüttelte den Kopf, erinnerte sich dann aber daran, dass sie das Nein aussprechen musste.

»Ich rufe sie an. Ich komm sofort. Ist die Tür abgeschlossen?« Dunais Verstand vermochte diesem logischen Sprung nicht zu folgen. »Die Tür, Dunai«, schrie Bryan jetzt beinahe. »Hast du dich eingeschlossen?«

»Nein.«

»Ich werde jetzt auflegen. Ich möchte, dass du dann sofort die Tür verriegelst. Zieh den Schlüssel ab, damit ich mit meinem aufmachen kann, und öffne niemandem.

Hast du mich verstanden, Dunai? Ich werde die Polizei verständigen. Jetzt schließ die Tür ab. Ich bin unterwegs.« Sie legte auf und starrte die offene Tür an. Der dunkle Flur dahinter barg alle Monster, die sie in ihrer Kindheit jemals heimgesucht hatten. Sie musste ihre Füße zwingen, sich in Bewegung zu setzen. Die Augen von der Dunkelheit draußen abgewandt, warf sie die Tür zu, drehte den Schlüssel um und steckte ihn in ihre Tasche.

Allein mit Siobhan drückte sie ihren Rücken gegen die eisige Außenwand, bis deren Kälte durch ihren Mantel, das kurze Jeanslatzkleid, den Pulli drang und ihre Haut berührte. Erst in diesem Moment fragte sie sich: Warum? Wann? Wer ist in der Lage, so etwas zu tun? Mein Gott, wer tut so was? Und plötzlich machte sich Wut in ihr breit, eine ihr wohlvertraute Wut, die sich anfühlte, als wäre sie auf einmal von einem anderen Wesen besessen. Einem tierischen Wesen, das angesichts dieser beschissen brutalen Welt beißen und kratzen, schlagen und brüllen will, bis seine Kehle heiser und all seine Kraft verbraucht ist.

Warum ausgerechnet heute, dachte Dunai. Irgendeinem versprengten Teil ihres Gehirns fiel auf, wie sonderbar dieser Gedanke war. Hätte Siobhans Tod sie zu einem anderen Zeitpunkt weniger getroffen? Doch ausgerechnet heute hatte sie vorgehabt, Siobhan mit Keksen und einem Geschenk zu überraschen. Sie feierte ihr zweijähriges Jubiläum bei STOP, und zwei Jahre stellten für Dunai, die zuvor noch bei fast jedem ihrer Jobs hinausgeflogen war, einen neuen Rekord dar.

Siobhan hatte sie kennengelernt, unmittelbar nachdem

sie aus einem Kaufhaus gefeuert worden war, weil sie die Frau eines Vorstandsvorsitzenden, dessen Unternehmen mit Tierversuchen arbeitete, als »die Eva Braun der Kosmetikwelt« bezeichnet hatte. Als sie von einem Sicherheitsbeamten, dessen Hände wie Kneifzangen zupacken konnten, aus dem Gebäude eskortiert worden war, hatte sie jemanden rufen hören: »Entschuldigung, ich würde gerne mit Ihnen reden.« Sie sah eine leicht außer Atem geratene Frau auf sich zukommen. Sie war etwa so groß wie Dunai, also ungefähr eins siebzig, sehr schlank und besaß scharf geschnittene Gesichtszüge. Von jeder Schläfe aus lief ein breiter, silbergrauer Streifen durch ihre sehr langen, leicht gekräuselten Haare. Sie sah aus, als wäre sie direkt einem X-Men-Comic entstiegen.

»Ich würde Ihnen gerne einen Job anbieten.«

»Ich wurde gerade gefeuert.«

»Weiß ich, hab ich mitbekommen.«

»Dann wissen Sie auch, dass ich ständig irgendwo anecke.«

»Ja. Deshalb biete ich Ihnen die Stelle ja an.«

»Als was?«

»Als meine Assistentin. Als jemand, der auf einer Demonstration ebenso gut zurechtkommt wie in einem Büro. Ich bin Bürgerrechtsaktivistin. Gründerin von STOP – Strategies for Targeting Over-Population. Das ist eine NGO. Ich biete Ihnen den Job an, wenn Sie möchten, Dunai. Das ist doch Ihr Name, richtig?«

»Er bedeutet die menschliche Verkörperung ...«

»... von Mutter Erde, ich weiß.« Dunai war beeindruckt. »Also, denken Sie darüber nach. Ich gebe Ihnen

meine Karte, und Sie rufen mich an, wenn Sie sich entschieden haben.«

»Ich kann's ja versuchen«, meinte Dunai, »aber im Tippen bin ich beschissen.«

»Das lässt sich ändern. Dafür ist es um Ihr soziales Bewusstsein bestens bestellt. Ich heiße übrigens Siobhan Craig.« Sie streckte ihre Hand aus. Dunai schüttelte sie.

»Freut mich, Siobhan.« Dunai neigte den Kopf zur Seite. »Sie sehen aus, als würden Sie zu den X-Men gehören. Superkräfte sind aber vermutlich nicht mit dem Job verbunden, oder?«

Siobhan lachte so laut, dass die Leute um sie herum sie anstarrten. Doch das schien sie nicht zu kümmern, wie sie da mitten auf der St. George's Mall stand und der Wind ihr die Haare aufbauschte.

In den sechszwanzig Jahren vor ihrer Begegnung mit Siobhan war Dunai vom Leben stärker enttäuscht worden, als sie es sich in ihren kühnsten Träumen hätte ausmalen können, und auch sie selbst hatte Enttäuschungen verursacht. Doch mit Siobhan nahm dies alles ein Ende. Sie wurde zur Freundin, Familienangehörigen und Mentorin. Zwei Jahre, dachte Dunai, und nicht ein einziges Mal hatte sie jene tiefsitzende Enttäuschung gespürt, die zuvor in ihr, obwohl sie erst Mitte zwanzig war, bereits ein Gefühl von Erschöpfung und Ausgebranntsein hervorgerufen hatte. Siobhan war für sie wie eine Mutter gewesen. Ja, genau so war es. Wieder hatte sie eine Mutter verloren. Nein, verloren hatte sie genau genommen keine der beiden. Von der ersten Mutter war sie fortgegeben worden, die andere wurde ihr nun genommen.

Ihre Mutter hatte sie nie gekannt. Dunai war im St. Mark's Home for Children aufgewachsen, nachdem sie dort jemand als Baby abgelegt hatte. Sie war damals nicht älter als einen Monat gewesen. Auf einen Papierfetzen, der an ihrem Hemdchen befestigt war, war das Wort »Dunai« gekritzelt worden. Dies hatte zu einem regen Disput unter den Dominikanerinnen geführt, da eine Dunai – ausgesprochen mit Diphthong *ei* – eine »menschliche Verkörperung«, so die Worte von Schwester Finbar, »der heidnischen Mutter Erde« war. Wahrscheinlich verdankte sie es der Beharrlichkeit von Schwester Raymunda, dass sie ihr das Einzige ließen, was wahrhaft ihr eigen war, und so wurde sie auf den Namen Dunai Marks getauft.

Jetzt, achtundzwanzig Jahre später, war sie erneut allein. Sie verharrte ganz ruhig und spürte, wie ihr Zorn zu etwas Endgültigem wurde. Kalt, hart und äußerst real. Sie rutschte die Wand hinunter, schlang die Arme um ihre Gummistiefel und zog die Oberschenkel an ihre Brust. Von hier aus konnte sie Rock und Schuhe von Siobhan erkennen, musste ihr aber nicht ins Gesicht sehen. Sie würde auf Siobhan aufpassen, bis Bryan kam, und sie würde ihr ein Versprechen geben.

»Siobhan.« Es klang mehr wie ein Krächzen. Sie versuchte es noch einmal. »Ich werde sie dafür zahlen lassen. Ich schwöre es dir. Wer immer das getan hat, ich werde dafür sorgen, dass er dafür bezahlt.«

2

Es schien, als wären nur zehn Minuten vergangen, aber es musste länger gewesen sein, denn da war ein Polizist im Raum, der ihr beim Aufstehen helfen musste. Sie wäre viel lieber allein mit Siobhan geblieben, damit ein Teil von ihr weiter daran glauben konnte, dass die Situation sich noch irgendwie in Ordnung bringen ließ. Aber jetzt war die Wirklichkeit nicht länger zurückzuhalten. Wie ein Parasit war diese Wirklichkeit ins Zimmer eingedrungen, wurde hereingetragen von Kriminaltechnikern mit Ausrüstungskoffern und Leichensäcken, von Polizeibeamten mit Dienstmarken und Fragen. Vor allem würde es Fragen geben.

»Wo ist Bryan?«, wollte sie wissen, während sie weiter auf Siobhans Rock starrte und sich angestrengt bemühte, ihr nicht ins Gesicht zu sehen.

»Mr. Larsen ist draußen im Gang. Er hat uns reingelassen. Ich werde Sie zu ihm bringen. Eigentlich darf man sich gar nicht hier aufhalten, wenn noch keine SOCs da sind.«

»Socks«, wiederholte Dunai, löste ihren Blick von der Leiche und versuchte sich auf das runde, schwarze Ge-

sicht des Polizisten zu konzentrieren. »Man muss am Tatort bestimmt irgendwelche speziellen Socken tragen.«

»Scenes-of-Crime-Beamte«, korrigierte er sie, und ein Lächeln huschte über sein Gesicht, bevor er erkannte, wie unpassend es war.

Unter normalen Umständen wäre ihr das Missverständnis peinlich gewesen, aber jetzt brachte sie lediglich ein stumpfes »Oh« heraus. Dann bahnte sich ein weiterer Wirklichkeitssplitter den Weg in ihr Gehirn. Ihr wurde bewusst, dass sie jetzt den Rock und die Schuhe allein lassen und dem Polizisten in den Gang hinaus folgen musste.

Bryan Larsen war eigentlich der amerikanische Statistiker von STOP, aber er war noch viel mehr als das. Dunai lief ihm entgegen, den Blick starr auf ihn und auf das, wofür er stand, gerichtet, nämlich Kraft und Verlässlichkeit. Er war der Perfektionist, der die nötige Ordnung in Siobhans Brillanz brachte, der Mann, der Dunai beigebracht hatte, das Büro getreu seinem ständigen Wahlspruch »Es sind stets die kleinen Dinge, die den Ausschlag geben« zu führen.

Aber ihr Blick traf heute auf einen veränderten Bryan. Er sah aus, als hätte er seine Sachen rasch aus dem Wäschekorb gefischt. Ein Revers seines Cordsakkos war weiter umgeschlagen als das andere und über seinem leichten Bauchansatz hatte sich ein Knopf seines Hemds gelöst. Sein dunkelblondes Haar, das gleich hinter der höchsten Stelle seines Schädels begann, stand von seinem Hinterkopf ab. Seine hellblauen Augen waren rot gerändert, und die knollenförmige Spitze seiner Nase hatte einen stumpfen Himbeerton angenommen.

»Was zum Teufel ist eigentlich passiert?«, fragte er beinahe vorwurfsvoll. Dunai streckte eine Hand in seine Richtung aus, doch er ignorierte sie.

»Sie ist tot, Bryan.« Die Worte klangen wie eine Lüge, wie etwas Furchtbares, das ihr in einer hitzigen Auseinandersetzung herausgerutscht war, um jemanden zu verletzen. Worte, die sie später zurücknehmen würde mit dem Argument, dass sie nie so gemeint waren. Bryan sah den Polizisten an, der neben ihr stand. Dieser nickte.

»Gibt es nichts, was ich tun kann?«

»Der Kriminalbeamte und der Arzt kommen gleich, mit denen müssen Sie reden.«

Es folgte ein betretenes Schweigen.

»Sie hat einen Schock erlitten«, erklärte der Polizist und deutete mit einem leichten Nicken auf Dunai.

Bryan drehte seinen Kopf in ihre Richtung. »Mein Gott, Dunai, es tut mir leid. Alles in Ordnung mit dir?«

Er streckte ihr die Arme entgegen, und sie kippte nach vorn, ließ sich von ihm an seine Brust drücken und sanft über die Haare streichen, wie sie es bei ihm gesehen hatte, wenn er seine Töchter tröstete. Da sie selbst nie einen Vater gehabt hatte, war es eine Geste, die sie selbst in diesem schrecklichen Moment genoss.

»Ich kann einfach nicht glauben, was hier passiert«, sagte Bryan, während ein Absperrband mit der Aufschrift »SA Police Service« vor den Büroeingang gespannt wurde.

Die Fahrstuhltüren öffneten sich, und Licht fiel in den Korridor. Dunai löste sich von Bryan, als Gestalten in weißen Overalls und mit blauen Gummihandschuhen schweigend in den Gang traten und sie musterten. Sie stellten

silbrige Metallkoffer auf dem Teppichboden ab und zogen sich blaue Schutzhüllen über ihre Schuhe.

Ein Mann in blauer Windjacke, ein anderer mit einem Arztkoffer und eine Frau mit Kamera sahen im Vorbeigehen in ihre Richtung, sagten aber nichts, sondern duckten sich unter dem Band hindurch. Die letzte noch zurückgebliebene weiße Gestalt sprach kurz mit dem Polizisten, klappte dann eine Leiter auseinander, kramte in einem Werkzeugkoffer herum, stieg ein paar Sprossen hinauf und begann die Glühbirne zu untersuchen, während der Polizist ihr von unten mit seiner Taschenlampe leuchtete. Dunai fuhr erschrocken zusammen, als sich die Fahrstuhltüren mit einem metallischen Klicken schlossen und sie erneut in nahezu völliger Dunkelheit zurückblieben.

Jetzt, so am Rand dieser ganzen Geschäftigkeit, fühlte sie sich plötzlich wie gelähmt von ihrem Verlust, als ob es ihrem Gehirn bislang nicht gelungen wäre, diese fremde neue Sprache in eine vertraute Empfindung zu übersetzen. Ein anderer Teil von ihr drängte nach Aktion. Gibt es nichts, was ich tun kann, hatte Bryan eben gefragt. Aber dies stellte nur, wie sie sehr genau wusste, einen letzten verzweifelten Versuch dar, sich selbst einzureden, das Geschehen noch beeinflussen zu können. Sie legte ihren Arm um Bryans Taille und dirigierte ihn in das neben Siobhans gelegene Büro.

Sie schaltete das Licht an, ließ ihn mitten im Raum stehen und ging ans Fenster. Sie hob die Hand, um den Lamellenvorhang aufzuziehen, zögerte aber noch. Draußen auf dem Platz würden sich um diese Uhrzeit tausend kleine Dinge abspielen, deren Alltäglichkeit sie jetzt nur schwer

ertragen könnte. Jenseits dieser Büroetage war die Zeit nicht stehen geblieben. Siobhan war tot, am Lauf der Welt hatte dies keinen Deut geändert. Sie zwang ihre Hand dazu, die Bewegung auszuführen. Noch immer lag Nebel über dem Platz, und abgesehen von ein paar verschwommenen Lichtflecken war nichts zu erkennen.

Sie wandte sich ab. Ihr Blick fiel auf die vielen vertrauten Gegenstände, die an diesem Morgen irgendwie verändert wirkten: ihr gelb lackierter alter Schreibtisch und daneben der marineblaue von Bryan, die beiden stählerne Registraturschränke, auf denen sich Kakteen wie zwei Kronen in die Höhe reckten, das Faxgerät, der Fernseher mit dem DVD-Spieler auf dem kleinen Holztisch, das alte mit Twill bezogene Sofa und der Couchtisch davor sowie das deckenhohe Bücherregal mit dem Sammelsurium aus Büchern und Geschenken aller Art (rote Perlenblumen in einer mit blauen Perlen verzierten Vase, die geschnitzte Figur eines schwarzen Jesus, eine aus den Labeln von Lion-Streichholzschachteln gefertigte Schüssel und ein aus Draht und Blechdosen zusammengesetztes Rundfunkgerät, das tatsächlich funktionierte).

»Komm, ich nehm dir das ab«, sagte Bryan, als sie hinter ihrem Schreibtisch stand und feststellte, dass sie noch immer die Keksdose umklammert hielt. Sie reichte sie ihm, und er stellte die Dose vor sie auf den Schreibtisch, nachdem er einen Terminkalender aus dem Weg geschoben hatte. Dunai setzte sich und zuckte zusammen, als das Telefon klingelte.

»Überlass das dem Anrufbeantworter«, sagte er.

Sie begann zu zittern. Ihre Füße, ihr Inneres, selbst ihr

Kopf und das ganze Büro schienen plötzlich eisig wie der Kühlraum eines Fleischtransporters zu sein.

»Klassischer Fall von verzögerter Reaktion, was?«, meinte sie zwischen klappernden Zähnen hindurch. Bryan drehte die Heizung auf, kam dann zurück, setzte sich neben sie auf die Tischplatte und rieb ihre Hände zwischen seinen warm.

Der Polizist, der sie aus Siobhans Büro geführt hatte, erschien in der Tür. »Sie werden nebenan verlangt, Mr. Larsen.«

Bryan bewegte sich nicht sofort. Er hielt seinen Blick auf ihr Gesicht gerichtet. »Kommst du zurecht, bis ich zurück bin?« Sie nickte.

Sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt, als er bleich und verstört zurückkam. Begleitet wurde er von dem blonden Mann mit der blauen Windjacke, der jünger war, als sie zuerst gedacht hatte, wahrscheinlich erst Ende zwanzig. Er wirkte wie der nette Junge von nebenan, wären da nicht die blutunterlaufenen Augen und der irgendwie entkräftete Eindruck gewesen, den er machte.

»Dunai Marks? Ich bin Detective Inspector van Reenen und leite die Ermittlungen.« Er streckte seine Hand aus, und sie schüttelte sie. »Mein herzliches Beileid, Miss Marks«, sagte er mit starkem Afrikaans-Akzent. »Glauben Sie, dass Sie ein paar Fragen beantworten können? Es würde uns helfen, den oder die Täter zu finden.«

Nein, wollte Dunai schon sagen. Für ihn würden es lediglich Fragen und Antworten sein, tägliche Routine. Für sie jedoch war es lebendige Wirklichkeit, über deren plötzlich bedrohliche Züge nachzudenken sie noch nicht

die Zeit gefunden hatte. Sie nickte nur und deutete auf einen Stuhl.

Sie tat ihr Bestes, sich an jedes Detail zu erinnern, aber die morgendlichen Ereignisse schienen im Kreis zu hüpfen, statt sich in einer Folge aneinanderzureihen. Ab und an brach ein Gedanke durch den betäubenden Schock, aber so sehr sie auch versuchte, ihn im rechten Moment zu fassen, sie hatte damit keinen Erfolg und blieb jedes Mal nur mit dem Gefühl zurück, einen weiteren Tiefschlag erlitten zu haben.

»Sie sagten, Mrs. Craig hätte Ihnen erzählt, dass sie noch länger im Büro arbeiten würde.« Seine Stimme klang schleppend. »Tat sie das häufig?«

»Für gewöhnlich nahm sie Arbeit mit nach Hause. Aber jetzt saß sie gerade an einer Präsentation für die Regierung, dafür brauchte sie ihr Aktenmaterial. Das hätte sie nicht alles mit nach Hause nehmen können.«

Bryan erschien mit einem Tablett Tee. Sie öffnete die Keksdose vor sich auf dem Tisch und hielt sie dem Polizisten hin. Er zögerte kurz, nahm dann einen der Ingwerkekse und aß ihn mit zwei Bissen auf. Sie schwenkte die Büchse zu Bryan, aber der schüttelte den Kopf.

»Ich arbeite hier heute auf den Tag genau seit zwei Jahren, deshalb habe ich die Kekse gebacken.«

»Na, dann gib mir auch mal einen«, sagte Bryan und griff nach der Dose. »Die besten Ingwerplätzchen der Stadt.«

Dunai starrte weiter auf die Keksdose. »Ich weiß, warum das passiert ist.« Sie richtete ihre Augen auf das Gesicht des Detective. »Siobhan hat sich in einem Tempo

Feinde gemacht, in dem andere Yu-Gi-Oh-Karten sammeln. Ihr war es äußerst wichtig, dass die Leute erkannten, was ablief, und aus diesem Grund wurde dann behauptet, sie sei böse.«

»Was ablief?«, erkundigte sich DI van Reenen ohne jede Neugier. Seine Augen folgten Dunais Blick zu zwei großen Postern an der Wand. »Ach so, das«, sagte er.

Sie betrachteten beide das Bild eines Schnellkochtopfs, der mit Menschen vollgestopft war und jeden Moment in die Luft zu fliegen drohte. Unter dem Bild war zu lesen: »Nur Dummköpfe packen mehr in einen Topf, als hineinpasst. STOP. Denk nach!«

Auf dem anderen stand: »Einhundert Millionen Geburten jährlich – das ist mehr als die gesamte Einwohnerzahl Deutschlands. STOP. Denk nach!« Das Poster zeigte ein über ein Weltpuzzle gebeugtes Mädchen, das mit bestürztem Gesichtsausdruck nach einer Lücke sucht, in die sie das Teil in ihrer Hand, das die Form von Deutschland besitzt, einfügen kann. Aber das Puzzle ist bereits bis auf den letzten Zentimeter ausgefüllt.

»Dunai hat recht«, sagte Bryan und zog einen Stuhl an die Seite ihres Schreibtischs. »Sie erhielt ständig Schmähbrieft und Morddrohungen.«

»Hat sie davon welche aufgehoben?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Was ist das denn für eine Präsentation, an der sie gearbeitet hat?«

»Vor sieben Jahren haben wir in der Township Khayelitsha mit einem Modellprojekt begonnen. Wir haben ein Zentrum sowie acht mobile Versorgungsstationen aufge-

baut mit Angeboten zur Empfängnisverhütung, Abtreibungsberatung und zu Förderprogrammen für Frauen. Die Auswirkungen auf das Bevölkerungswachstum waren beeindruckend.« Bryan wartete, bis der Detective mit den Aufzeichnungen in seinem Notizbuch fertig war. »Es klingt einfach, aber man muss sich klarmachen, mit welchen Widerständen es Siobhan da zu tun hatte.«

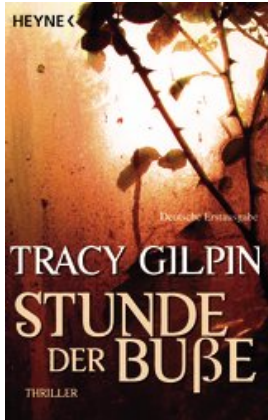
Er ging zu dem kleinen Fernseher, der auf dem Holztischchen stand, wählte eine DVD aus, ließ sie in das Gerät gleiten und suchte eine bestimmte Stelle aus.

Auf dem Bildschirm erschien ein Baugelände. Eine weibliche Stimme sagte: »Die Frau kehrte nach einer Abtreibung in einer der STOP-Kliniken zurück, als sie von einer großen Schar Leute gepackt und zu dieser Baustelle verschleppt wurde. Der Mob hielt eine Pseudogerichtsverhandlung ab, dann wurde die Frau geschlagen und ihre Genitalien und ihre Gebärmutter mit diversen Gegenständen, die am Tatort sichergestellt werden konnten, verstümmelt.«

Es folgte eine Großaufnahme von einem Beamten in grüner Kriminaltechnikerjacke, der ein Metallrohr in einen Plastikbeutel steckte.

»Als die Polizei und der Notarzt eintrafen, war die Frau bereits verblutet. Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt erfolgten noch keine Festnahmen.« Der junge indische Reporter stand neben einer großen Blutlache, die in den Erdboden sickerte. »Dies war Prim Govender für E-News, Khayelitsha.«

Bryan stoppte die DVD, drehte sich in seinem Stuhl um und sah van Reenen an. »Damals war das Projekt gerade



Tracy Gilpin

Stunde der Buße

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43349-6

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2008

Ein packender Südafrika-Thriller aus der gefährlichsten Stadt der Welt

Campaignerin Dunai Marks spürt eine eisige Kälte ihren Nacken entlangfahren, als sie morgens die Tür zu dem Büro, in dem sie arbeitet, unverschlossen vorfindet. In Kapstadt sind keine Türen unverschlossen - schon gar nicht die der NGO-Organisation STOP, die sich mit ihrem Kampf für Geburtenkontrolle nicht nur in der Kirche zahllose erbitterte Feinde gemacht hat. Als die junge Frau ihre Mentorin ermordet auf dem Boden vorfindet, schwört sie, die Täter zu finden und Rache zu nehmen.